

■ Der Psychoboom in den 1970er Jahren

Maik Tändler, Das therapeutische Jahrzehnt. Der Psychoboom in den 1970er Jahren (Veröffentlichungen des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen; Bd. 30), Göttingen (Wallstein) 2016, 504 S., 49,90 €

Dass die 1970er Jahre ein »therapeutisches Jahrzehnt« waren, wird man nach der Lektüre von Maik Tändlers Dissertation über den »Psychoboom« in den 1970er Jahren, so der wesentlich präzisere Untertitel, genauso mit Fug und Recht bezweifeln können, wie die Charakterisierung als ein »rotes«, ein »sozialdemokratisches« oder ein »ökologisches« Jahrzehnt. Jenseits dieses prinzipiell kaum einlösbaren Anspruchs, eine einheitliche Epochensignatur bestimmt zu haben, hat Maik Tändler jedoch eine überzeugende und lesenswerte Untersuchung über den Aufstieg der Psychowissenschaften

in Deutschland während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die Diffusion des Psychowissens nach 1967 geschrieben. 1967 dient ihm aus drei Gründen als Stichjahr: Die analytisch-tiefenpsychologische Psychotherapie wurde in den Leistungskatalog der gesetzlichen Krankenkassen aufgenommen, Alexander und Margarete Mitscherlich publizierten »Die Unfähigkeit zu trauern« und in West-Berlin gründeten sich die Kommune 1 sowie die auch als Psychokommune bekannte Kommune 2.

Tändler verfolgt das Ziel, die »Geschichte einer therapeutischen Diskurs- und Praxis-konstellation zu schreiben«, und fragt vor allem danach, welche neuartigen »Subjektivierungsformen« durch sie hervorgebracht wurden. Dabei führt er den »eruptiven Durchbruch« der Therapeutisierung sowohl auf die sogenannte »Verwissenschaftlichung des Sozialen« als auch auf die im weiteren Sinne mit dem Jahr 1968 verbundenen Veränderungen zurück. Nachdem in der Zeitgeschichtsforschung der vergangenen Jahre die Bedeutung von 1968 zugunsten der ökonomisch-sozialen Veränderungen der 1970er Jahre in den Hintergrund getreten ist, betont Tändler also wieder die Relevanz der vorangegangenen politischen Demokratisierungs- und Emanzipationsbestrebungen für die gesellschaftliche Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland, auf die er seine Untersuchung – abgesehen von kurzen Seitenblicken auf die USA – beschränkt.

Maik Tändlers Arbeit gliedert sich in drei ungleiche Teile. Auf 140 Seiten schildert er zunächst den Aufstieg der Psychowissenschaften als »Verwissenschaftlichung des Selbst«, um anschließend auf knapp 200 Seiten der »Befreiung des Selbst« nachzugehen, also der Bedeutung psychologischer Denkmuster für die politische Linke in den 1960er und 1970er Jahren. Der dritte Teil umfasst dann nur noch 75 Seiten, auf denen unter dem Titel »Demokratisierung des Selbst« der Aufstieg der Gruppendynamik und andeutungsweise auch des Coaching untersucht wird. Im ersten Teil analysiert

Tändler im Anschluss an Volker Roelcke also zunächst differenziert die »rivalisierende Verwissenschaftlichung« der Psyche zwischen Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie, die um Deutungsansprüche und Ressourcen konkurrierten. Als die Psychotherapie 1922 in die ärztliche Gebührenordnung aufgenommen wurde, wurde sie vor allem von niedergelassenen Ärzten angeboten. Die Psychologie erlebte in der Zwischenkriegszeit demgegenüber ihren Aufschwung durch die Anwendungsfelder der Psychotechnik und der Eignungsdiagnostik. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg blieben zunächst Werbung und Verkehrssicherheit wichtige Berufsfelder für Psychologen. Erst in den 1960er Jahren kam es für Tändler zum Aufstieg der Psychologie als »Leitwissenschaft«, als die zunehmende Psychiatriekritik den Dualismus »gesund/krank« aufzuweichen begann, indem psychische Erkrankungen normalisiert und Normalität pathologisiert wurde. Gleichzeitig beklagte eine Denkschrift der DFG die fehlende Verankerung der Psychotherapie im Medizinstudium sowie die psychiatrische Unterversorgung der Bundesrepublik, während das Fach Psychologie im Rahmen der Bildungsexpansion überproportional stark expandierte. Die Klinische Psychologie wurde seit dem Ende der 1960er Jahre zu einem immer wichtigeren Betätigungsfeld für Psychologen, die ihre Professionalisierung mit einer weitgehenden Medizinalisierung erkaufen, so Tändler: »Die Psychologie trat als Wissenschaft und als Beruf in eine therapeutische Phase ein. Statt der Selektion von Menschen durch Tests rückte die Modifikation menschlichen Verhaltens durch Therapie und Beratung in den Mittelpunkt psychologischer Expertise.«

Nach dieser konzisen und differenzierten Verwissenschaftlichungsgeschichte der Psyche wird Tändlers Gegenstand diffuser, wenn er sich im zweiten Teil der Aneignung psychologischen Wissens unter emanzipatorischen Vorzeichen in der 68er-Bewegung im weiteren Sinne zuwendet. Nach einer Analyse der psychologischen Gesellschafts-

deutungen von Alexander Mitscherlich und Helmut Schelsky widmet er sich ausführlich dem Freudomarxismus der Frankfurter Schule und ihres Umfeldes. Bei der Untersuchung dieser Schriften zur Notwendigkeit der Selbstbefreiung und Überwindung der angeblich durch den Kapitalismus zugefügten Deformationen ist nicht immer klar, was Tändlers Analyse den oft hochgradig selbstreflexiven zeitgenössischen Deutungen hinzufügt. Auch zu den Kommunen und Kinderläden findet sich viel, was man auch schon in deren Selbstexplikationen lesen kann, wenn auch nicht im Modus der von Tändler gewählten ironischen Distanzierung. Verdienstvoller ist demgegenüber seine Untersuchung der Ausbreitung psychologischen Wissens und therapeutischer Praktiken an den Rändern der Bewegung, wobei er der Gruppentherapie von Günter Ammon und Josef Rattner sowie Otto Muehls Aktionsanalytischer Organisation und der Humanistischen Psychologie besondere Aufmerksamkeit schenkt. Dabei zeigt Tändler überzeugend, wie gerade die Emanzipationsbestrebungen der politischen Linken zu einer Pathologisierung des Normalen und einer Expansion der Therapiebedürftigkeitsdiagnose führten.

Im dritten Teil untersucht Tändler dann abschließend die Übertragung der von Kurt Lewin als »democratic social engineering« am Center for Group Dynamics der Harvard University entwickelten gruppodynamischen Theorien in die Bundesrepublik Deutschland. In einer archivgestützten Tiefenbohrung konzentriert er sich dabei auf die gruppodynamischen Seminare, die von der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung in den 1970er Jahren zur Lehrerfortbildung angeboten wurden und dem Abbau autoritärer Verhaltensweisen dienen sollten. Jenseits der eigentlichen Ziele sei es vor allem das psycho-soziale Intensitätserlebnis der Seminare gewesen, dem die Teilnehmer eine selbstverbessernde oder persönlichkeitsoptimierende Wirkung zuschrieben. Eine ähnliche Selbstoptimierungsstrategie

kennzeichnete auch den zunehmenden Einsatz des Coaching, den schon Ulrich Bröckling in seinen Arbeiten zur Entstehung des »unternehmerischen Selbst« diagnostizierte. Insgesamt gelangt Tändler abschließend zu der interessanten und plausiblen These, dass zwar die Politisierung des Psychowissens in der 68er-Bewegung entscheidend für seinen ersten Ausbau war, die weitere Expansion aber erst durch seine erneute Entpolitisierung etwa im Rahmen des Coaching möglich wurde.

Insgesamt besticht Maik Tändlers Arbeit durch die systematisierende Ordnung eines heterogenen Wissensfeldes auf der Basis einer beeindruckend breiten Quellenlektüre. Trotz des hohen theoretischen Anspruchs, einen Beitrag zur Subjektivierungsgeschichte zu leisten, bleibt die Studie insgesamt gut lesbar und gleitet nur an wenigen Stellen ins Jargonhafte ab. Nichtsdestoweniger resultiert aber genau aus diesem Anspruch eine Schwierigkeit, insofern Tändler schon in der Einleitung erklärt, seine Arbeit folge grundsätzlich der These, »dass der in den siebziger Jahren einsetzende Psychologisierung- und Therapeutisierungsprozess eine nachhaltige Veränderung von Selbst- und Sozialverhältnissen bewirkte« und so voraussetzt, was eigentlich erst in der Analyse zu zeigen wäre. Dass die historische Wirklichkeit komplexer und vielfältiger war, als die philosophisch-sozialwissenschaftliche Trennung und Abfolge verschiedener Subjektivierungsregimes behauptet, wird dabei weitgehend ausgeblendet. Weil weder nach den Grenzen des Psychobooms noch nach Gegenbewegungen gefragt wird, entsteht das zu monolithische Bild eines therapeutischen Selbst. Dass Tändler die Reichweite seiner Untersuchung kaum reflektiert, soll aber nicht die große Leistung mindern, mit der Psychologisierung und Therapeutisierung einen wichtigen Prozess der 1960er und 1970er Jahre genauer konturiert und ausgewiesen zu haben, der in viele andere Bereiche ausstrahlte und dies bis heute tut.

RÜDIGER GRAF (POTSDAM)